

Zweites Blatt

Auswanderung — Ansiedelung.

Von einem langjährigen Auslandschweizer wird uns geschrieben: „Wir lesen heute die verschiedensten Ansichten über die Auswanderung zur landwirtschaftlichen Ansiedelung in den verschiedenen Staaten Südamerikas. Der Bundesrat hat zur Unterstützung der Sache einen Beitrag von einer Million Franken zu Gunsten des Politischen Departementes bereitgestellt. Das Geld soll zur Unterstützung der einzelnen Siedler je nach Gutfinden des Departementschefs verwendet werden.“

Wir sind also heute so weit, daß das ganze Problem zu den Akten gelegt werden kann, denn auf diese Weise kommen wir an kein Ziel. Was bezwecken wir eigentlich mit der Auswanderung?

Wir wollen unser Armer von Arbeitslosen verkleinern und diesen armen Mitbürgerinnen es ermöglichen, wieder ihr Stück Brot auf ehrliche Weise verdienen zu können und sie der demoralisierenden Arbeitslosigkeit entreißen. Wir besitzen heute die runde Summe von 100,000 Verdiensten im schönsten Alter. Diese Menschen besitzen aber kein Vermögen, sondern sie sind auf die Unterstützung angewiesen und gehen stempeln. Diesen Leuten müssen wir dazu verhelfen, sich irgendwo eine Existenz zu gründen. Dies sind die Leute, welche wir emigrieren wollen in gesunde Gebiete Südamerikas. Aber 50 oder 100 Arbeitslose weniger sind noch keine Entlastung für uns. Wollen wir etwas machen in dieser Richtung, dann wollen wir etwas Nichtiges machen oder nichts, denn es ist schade für jeden Napfen, welcher ausgegeben wird, wenn die Sache mißglücken soll. Und sie wird und muß mißglücken, wenn sie nicht durch Männer in die Hand genommen wird, welche die Kolonisation durch und durch verstehen, von Männern, die eine solche Kolonisation schon durchgeführt haben und in jahrzehntelanger schwerer Arbeit gelernt haben, Fehler, welche vor hundert Jahren begangen worden sind, zu vermeiden.

Ich will nun erst eingehen auf einen in der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich stattgefundenen Vortrag von Ing. agr. P. Hohl. Würdigen wir auch in erster Linie die Art der Siedelung, ob Einzel- oder Gruppensiedelung? Die Vermögenslage der Kolonisten wollen wir nicht mehr in Betracht ziehen. Diese arbeitslosen Volksgenossen, denen geholfen werden muß, besitzen kein Vermögen. Der Staat muß ihnen die Mittel aufbringen. Dadurch kommen wir auf das Projekt von Felix Wöflin, nämlich der Ansiedelung auf einem bestimmten und begrenzten Raum, und zwar im großen Gruppenverband, von Einzelgruppen in der Stärke von etwa 1000 Mann. Und warum?

Wie ich bereits erwähnte, bedingt das gute Gelingen einer Kolonisation die absolute Kenntnis der Materie der Leiter der einzelnen Gruppen. Denn ohne vortreffliche Führung und Disziplin jedes Einzelnen ist eine erfolgreiche Kolonisation nicht möglich. Wir müssen in jeder Gruppe die nötigen Spezialarbeiter wie Schreiner, Zimmerleute, Mechaniker, Schlosser, Bäcker und Metzger, Weber und Schneider, Schuster und Sattler, kurz aller Berufe zusammen bringen. Neben diesen Fachleuten für Spezialarbeiten

kommen nun das Gros der ungelerten Arbeiter, welche zur Kultivierung des Bodens benötigt werden. Das erfordert keine besondern Kenntnisse, jedoch einen guten Arbeitswillen. Eine solche Gruppe kann von einem einzelnen Führer, welcher sich seine Assistenten bestimmt, gut und erfolgreich geleitet werden. Daß bei dem Zusammenstellen der Gruppen möglichst Leute der gleichen Gegend und Konfession zusammengebracht werden, ist logisch.

Bei der Finanzierungsfrage müssen wir uns klar werden über die Zahl der auswandernden Arbeitslosen. Wie ich bereits erwähnte, bleibt eine beschränkte Anzahl von einigen hunderttausend Auswanderer ohne nennenswerten Einfluß auf den Arbeitsmarkt. Darum wollen wir die Zahl auf zwanzig Gruppen von je tausend Mann veranschlagen, oder total 20,000 Mann. Dies bedeutet aber in Wirklichkeit soviel Familien.

Frauen und Kinder kommen in unserer Berechnung nicht in Betracht, da es dann Aufgabe der Gemeinden ist, die Lebensbedingung der Frauen und Kinder zu finanzieren. Rechnen wir nun für eine Urwaldsiedelung von vier Hektaren angepflanztem Grund und dazugehörigen Stall und Wäuschen, Werkzeugen etc. inklusive Ueberfahrt pro Person in großem Verbands 3000 Franken, so erhalten wir eine benötigte Totalsumme von 60 Millionen Franken. Das ist in der heutigen Zeit eine große Summe, aber sie ermöglicht auch ein sehr großes Werk. Dieses Geld muß nun vom Bund oder von Bund und Kantonen aufgebracht werden und zwar a fonds perdu. Wenn jemand behaupten will, dies wäre eine Unmöglichkeit, so müssen wir ihm sagen, daß wir schon hunderte von Millionen aufgebracht haben für Sanierungen von Banken, und der Wert des heutigen Pfandes ist sehr viel größer, schafft uns doch die Auswanderung von 20,000 Familien eine große Entlastung auf dem Arbeitsmarkt und entlastet Staat und die Gemeinden bedeutend in ihrer Unterstützungspflicht. Wir bringen jedes Jahr eine große Summe (dieses Jahr ca. 40 Mill.) zur Stärkung der Landwirtschaft auf, und das wiederholt sich jedes Jahr. Darum können und müssen wir auch diese Summe für ein solch großes Werk aufbringen. Sollte das Geld durch die zuständigen Instanzen nicht bewilligt werden, so steht uns noch der Weg der Volksbetragung offen, den wir uns im Interesse des Landes nicht scheuen dürfen, zu begehen.

Daß die primitive Lebenshaltung, die der Auswanderer zuerst auf sich nehmen muß, als eine Folge unserer mannigfachen Fürsorgeeinrichtungen, uns nicht möglich wäre, können wir nicht anerkennen. Der Schweizer findet sich in alle Lagen sehr schnell zurecht und paßt sich an, insbesondere da es sich ja um auserlesene Menschen handelt. Sie geben Garantie müssen wir dem Gastgeberlande bestimmt geben können, daß wir ihm keine schlechten Elemente immigrieren, denn solche hat jeder Staat genug.

Wohl haben kleine Trupps sich in der Kolonisation schon bewährt. Doch ist dies gewöhnlich mehr dem Umstände zuzuschreiben, daß sie finanziell stark und unabhängig waren, was von den heutigen Auswanderern nicht behauptet werden kann. Für unsere Zwecke hat nur eine Kolonisation im großen Verband Erfolg. Daß es heute Menschen gibt, welche von einem Export der Produkte der Siedelung sprechen können, beweist, daß sie nicht genügend logisch folgern, sonst müßten sie sich sagen, daß Tabak, Kautschuk, Kaffee

sowie alle Kolonialprodukte heute nicht mehr die Entstehungskosten decken. Wir wollen nicht die Ueberproduktion steigern und dem Gastlande dadurch Schaden zufügen. Daß die Siedelungen des Abfahes wegen in der Nähe großer Städte angelegt werden sollen, klingt sehr nett, aber jeder Eingeweihte weiß genau, daß die Randgebiete, welche sehr nur noch einen zweifelhaften Absatz versprechen, schon lange okkupiert sind. Für uns fällt jeder Export oder Absatz in absehbarer Zeit absolut dahin. Wir können den Leuten ein einigermaßen nicht zu hartes Stück Brot garantieren, aber reich werden kann heute bei der Kolonisation niemand. Zudem besteht noch die Schwierigkeit der Einreise in kleinem Verband. Das Land, welches uns das großmütige Anerbieten macht, 500,000 eventuell 1,500,000 Hektaren Land gegen einen sehr niederen Preis für unsere Zwecke zur Verfügung zu stellen, wird für unsere Leute gewiß keine Schwierigkeiten bei der Einreise machen, obgleich unsere Einreisequote nur 173 Personen beträgt. Die Argumentierung, daß die ausgewanderten Leute für die Schweiz verloren gehen, verstehe ich nicht recht, ebenso wenig die Behauptung, daß das angewendete Geld der neuen Wahlheimat zugute komme, und daß die Schweiz davon keinen Vorteil hätte. Gewiß bei der Auswanderung kleiner und kleiner Verbände, wie es beabsichtigt wird, ist dies der Fall, nicht aber bei unserem Projekt von 20,000 Familien. Daß durch den Verlust wertvoller Kräfte die Sache zu teuer erkaufte sei, dünkt mich eine eigenartige Ansicht, nachdem wir gerade sehen müssen, daß wir diesen wertvollen Kräften schaffen können, was sie in der Schweiz nicht finden können: Arbeit und Existenz.

Daß bei dem Werk des Kolonisierens eine absolut militärische Disziplin unerlässlich ist, wird jedermann voll begreifen. Darum wird es nötig sein, daß die Mitglieder sich bei Strafe verpflichten, daß sie den Anordnungen der Führer absolut Folge leisten und durch ihr gutes Betragen das Gelingen des Werkes mit aller Macht fördern.

Aus folgenden Gründen können wir die ganzen Familien bei der Gruppenauswanderung von Anfang an nicht mitnehmen: Bei Beginn der Arbeiten auf dem Platze der entstehenden Kolonie sind die Verhältnisse sehr primitiv. Man muß in elenden Baracken wohnen, welche nur aus Buschholz und Blättern angefertigt sind. Die Leute sitzen das erste Jahr auf einem sehr beschränkten Platz und es ist vom ethischen Standpunkt aus nicht wünschenswert, daß Kinder in dieses Mißkult hinein kommen. Sodann ist in der Enge die Sicherheit gegeben, daß die Frauen unter sich Streit bekommen. Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis auch die Männer in diesen Streit verwickelt sind und die ganze Gesellschaft fällt auseinander; der Großteil der Menschen wird dann im Elend der großen Städte verkommen und untergehen. Darum und auch der Krankheiten wegen, welche in solch primitiven Verhältnissen mehr vorkommen, läßt man die Familien erst kommen, wenn alles in bester Ordnung ist und jeder sein eigenes Stübchen hat.

Die Arbeiten auf der Siedelung können wir hier nicht näher besprechen, daß ist dann die Arbeit der Gruppenführer, unter sich das Schema festzulegen, nach welchem gearbeitet werden muß. So muß und wird es gehen und die Auswanderung wird befriedigende Resultate zeitigen.

G. W i d m e r.

Die Anstalt Biberstein.

An der Generalversammlung des Armenziehungsvereins des Bezirks Aarau auf Schloß Biberstein hielt Herr Vorsteher Wäg einen Vortrag über die von ihm in eichem Pestalozzigeist und mit großem pädagogischem Geschick geleitete Anstalt für schwachsinige Kinder. Er bemerkte einleitend, ein bedeutender Mann habe einmal gesagt, von den Anstalten gelte, was Lessing von den Frauen gesagt habe: Diejenige sei die beste, von der am wenigsten gesprochen werde. Es liege viel Wahres in diesem Ausspruch und da sei es vielleicht eine Unflugheit, wenn er nun selbst über die von ihm geleitete Anstalt berichte. Er erzählte dann aber in fesselnder Weise von der Gründung der Anstalt Schloß Biberstein und von ihrem Ausbau und beantwortete auch die Fragen: Wer wird bei uns versorgt? Von wem werden diese Kinder versorgt? Was wird aus unseren Zöglingen nach ihrer Entlassung aus der Anstalt?

In den Jahren 1884—88 beschäftigten sich die aarg. Armenziehungsvereine wiederholt mit der Frage der Gründung einer Anstalt für schwachsinige Kinder. Sie planten die Errichtung einer gemeinsamen Anstalt für Katholiken und Reformierte. Da eröffneten aber die Katholiken im Jahre 1888 in Bremgarten eine konfessionelle Anstalt. Das bewirkte, daß nun auch die Reformierten selbständig vorgehen. Die Herren Dr. Schenker, Arzt, Hans Hässig, der spätere Stadtammann H. R. Souerländer, Julius Henz und Pfarrer Bernli konstituierten sich am 27. Dezember 1888 als Initiatorkomitee zur Gründung einer Anstalt für schwachsinige Kinder. Und ist es geradezu erstaunlich, wie rasch das gesteckte Ziel erreicht wurde. Schon in der ersten Januarwoche 1889 wurden verschiedene Gebäude, die eben veräußert waren und sich zu einer Anstalt eigneten, besichtigt, so das Schloß Rued, das Armenhaus Suhr, ein Wohnhaus und Fabrikgebäude in Rüttigen, das Schloß Schaffisheim und das Schloß Biberstein. Man entschied sich für das Schloß Biberstein. Eine Kollekte unter dem Wargauer Volk ergab die nötigen Mittel, um es anzukaufen und die Räume darin, von denen nur noch ein einziger bewohnbar war, umzugestalten und zu renovieren. Schon am 1. Oktober konnte die Anstalt, die zunächst nur zur Aufnahme von 30 Zöglingen berechnet war, eröffnet werden.

So haben fünf taftkräftige, opferwillige Männer innert neun Monaten ein altes, im Zerfall begriffenes Schloß in eine Anstalt umgewandelt und diese in Betrieb gesetzt. Heute, im Zeitalter der Resolutions, wäre das ausgeschlossen. Man würde offenbar trotz Auto und Flugmaschinen fast ebenso viele Jahre dazu gebrauchen. (Man erinnere sich an die Schwierigkeiten, die der Gründung der Arbeitskolonie Murmoos gemacht wurden! Red.)

Freilich war noch alles recht einfach. Da waren zur Winterszeit täglich 32 Lampen und einige Laternen zu füllen und zu putzen, neun Defen mußten geheizt werden und alles Wasser mußte vom Hof hinaufgetragen werden. Nach und nach wurden auch in Biberstein all die modernen Erleichterungen und Bequemlichkeiten eingeführt. Die erste Sorge freilich galt der Erweiterung. Die Notwendigkeit derselben stellte sich schon kurz nach der Eröffnung ein. Die 30 Plätze genühten nicht. Im Jahre 1895 wurde der obere Boden, auf dem der erste Vor-

weit kommen, daß jeder junge Mann sich wird fürchten müssen, in einem Sotel zu tanzen. Ein Tänzer ist noch kein Eintänzer.“

„Natürlich nicht,“ beschwichtigt die eingeschüchterte Herzogin. „Nebst dem, wenn er ein Hattenberg ist, so habe ich seinen Vater und seine Großtante Sonja Iwanowna gekannt. Sie hatte eine beklagenswerte Neigung für das Kartenspiel, die er hoffentlich nicht geerbt hat.“

Die alte Dame beginnt mit ihrer lauten Stimme Erinnerungen auszukramen, die sie an die Hattenbergs, ebenso wie an fast alle Familien des europäischen Hochadels, hat. Mister Brogden ist beglückt, daß sie damit neurales Gebiet betreten hat, und sieht sich, nur scheinbar zögernd, unter den übrigen Gratulanten um. Er findet die vielen bekannten Gesichter unfaßbar langweilig und gesteht sich im geheimen, daß er die ganze illustre Gesellschaft mit dem größten Vergnügen gegen ein Plauderfüßchen mit Miß Wilde eintauschen würde. Seit jenem Nachmittage auf der Themse, der ein so unerwartet schnelles Ende nahm, hat er sie trotz aller Bemühungen nicht mehr zu Gesicht bekommen, und er macht sich des öfteren deswegen ein Kopfzerbrechen, das man am Karsten als Eifersucht bezeichnen kann.

„Entweder,“ denkt er, „hat Gladys Wilde es damals übel genommen, daß ich nicht ihretwegen auf das Abenteuer verzichtete oder sie hat an jenem Abend so nette Gesellschaft gefunden, daß sie auf mich keinen Wert mehr legte. Die letztere Annahme ist natürlich die peinlichere.“

„Die jungen Männer sind doch heute aber sehr schlamm,“ erklärt inzwischen die Herzogin der respektvoll lauschenden Umgebung, die ihre schallende Stimme und ihr Rang gleichermaßen angelockt haben, „aber das war auch vor zwanzig Jahren nicht viel besser. Pawlowitsch Hattenberg zum Beispiel, der Großvater unseres lieben Cascha, war ein herichtiger homme aux femmes.“

(Fortsetzung folgt.)

Das chinesisches Parfüm.

Roman von Johann Friedrich.

35 „Die Herzogin von Devonshire!“ murmelt es in der Menge. „Der Minister des Innern!“ Lord Winterton. Mister Kider notiert alle Namen, selbstredend darf in seinem Bericht niemand von Rang ausgelassen werden. Aber mit dem Photographieren ist er sparsamer. Schließlich ist der Raum begrenzt, den er zur Verfügung hat, und die Bilder der Prominenten sind schon so oft erschienen. Jetzt aber — wer ist denn das? Ah! Die Kamera tritt in Tätigkeit: Mister Brogden, der jugendliche Großindustrielle und Erbe Lord Wintertons! Sehr gut! Der junge Mann ist noch nicht hervorgetreten, sein Bild wird die Leser interessieren.

Und dann — der Strom der Luxusautomobile ist schon sehr abgeebbt, die Menge beginnt sich zu zerstreuen — da kommt staubbedeckt und knatternd ein schweres Motorrad vorgefahren.

Natürlich ein Sotel denken die Berichterstatter und verschwinden achtslos. Nur Mister Kider hat eine feine Nase. Die Art, wie der Fremde absteigt, interessiert ihn. Er hat gar nichts Botenhaftes an sich. Sollte er vielleicht ein spleeniger Gast sein?

Der Butler kommt würdig herbei. Mister Kider hört, wie er mit höflicher Gerablassung nach dem Begehrt des Unbekannten fragt. Der gibt eine leise, aber offenbar verblüffende Antwort, der Butler wird unruhig, der Policeman tritt hinzu. Auch Mister Kider drängt sich heran.

Dieser Herr hat eine Einladungskarte vorgezeigt,“ erklärt der Hauswirtsmeister dem Polizisten, „das ist richtig. Aber sie kann unmöglich für ihn ausgestellt sein. Sehen Sie selbst!“

Der Polizist wirft nur einen Blick auf die Karte und legt dann schwer seine Hand auf die Schulter des Motorradfahrers. „Junger Mann,“ sagt er ernst, „das ist eine verdächtige Geschichte.

Diese Einladung paßt nicht für Sie, das müssen Sie einsehen. Wir ist gerade heute größte Sorgfalt anbefohlen worden. Ich muß Sie bitten, mir zur Wache zu folgen!“

Das Gesicht des Motorradfahrers ist unter der Mütze und Schutzbrille versteckt, aber Mister Kider erkennt aus seiner ganzen Haltung, daß die Worte des Schutzmannes wenig Eindruck auf ihn machen. Ohne zu antworten, zieht der Verhaftete noch ein Papier aus der Tasche und hält es dem Polizisten hin. Darauf gibt es eine unerwartete Wendung. Der Polizist nimmt eine stramme Haltung ein und gibt dem Butler einen Wink mit den Augen. Der verbeugt sich ehrerbietig, was die Polizei in Ordnung findet, kann auch ihm recht sein. Ein Lakai bemächtigt sich des Motorrades, ein anderer des darauf geknallten Lederoffers und mit so seltsamem Gesolge hält der Fremde Einzug in Woodhouse.

Mister Kiders herauswärtige Neugier ist aufs höchste gereizt. Schnell photographiert er mit Blitzlicht die eigenartige Szene und sucht dann den Bobby auszufragen. „Wer war der Herr?“ fragte er wie beiläufig. „Ein etwas spleeniger Lord, was?“

„Unfinn!“ antwortete der noch immer verblüffte Bobby. „Sie sind sicher spleeniger als er. Das war Kommissär Devil von Scotland Yard!“

„Ah! Der Mann, der Lady Gynia und ihren Verlobten aus den Händen der Expresser gerettet hat! Der berühmte Kriminalist! Aber warum wollte ihn denn der Butler nicht einlassen, wenn er eine Einladungskarte hatte?“

„Weil diese Karte nicht auf seinen Namen lautet. Es ist merkwürdig, sie ist für...“

Aber in diesem Moment befindet sich der Polizist, daß es besser ist, den Mund zu halten, und Mister Kider muß abziehen, ohne das Geheimnis um Kommissär Devil gelöst zu haben.

Lady Gynia und ihr Verlobter schütteln die Hände der Gratulanten. Sie sehen in Liebens-

würdige Gesichter und hören viele freundliche Worte. Die Besucher zeigen sich alle entzückt von dieser neuesten Verlobung und einige behaupten sogar gewohnheitsmäßig und gedankenlos, sie hätten alles vorausgewußt. Jedoch in den Nebenräumen wird natürlich viel geflüstert, denn es ist in Wahrheit eine sehr interessante Verlobung. Diese Lady Gynia, die erst eine große Erbschaft machte und dann entführt wurde, und dieser Bräutigam, der ein Prinz Hattenberg ist und sich vorher Baron Cascha nannte. Soll er nicht sogar Eintänzer gewesen sein?

Die alte Herzogin von Devonshire, ein geschätzter Ehrengast, hat sich Mister Brogden bemächtigt, von dem die Sage geht, er sei in die Vergänge, die zur Verlobung führten, näher eingeweiht. Die alte Lady ist leider schwerhörig, und wenn sie sich die Mühe gibt, zu flüstern, so schallt ihre Stimme immerhin noch durch mindestens zwei größere Räume. Außerdem gebietet natürlich die Höflichkeit, ihr in derselben Tonstärke zu antworten.

„Liebster Brogden,“ sagt die Herzogin mit ungeheurer diskretum Lächeln und leiser schallender Stimme, „Sie sollen doch eingeweiht sein. Was halten Sie denn von unserem lieben Bräutigam? Ich hoffe nur, daß er wirklich der Prinz Hattenberg ist, für den er sich ausgibt. Man kann bei diesen Russen doch nie wissen...“

Mister Brogden würde gern selbst ohne Fahrstuhl in die Erde versinken, aber er muß natürlich antworten. „An der Identität des Prinzen ist kein Zweifel, Frau Herzogin,“ erklärt er, „er hat zum Ueberfluß seine Papiere dem Familienanwalt der Woods zur Prüfung vorgelegt. Alles ist vollständig in Ordnung.“

„Das freut mich für Gynia,“ trompetet die Herzogin wohlwollend, „dann wird wohl auch alles andere nur Geschwätz sein. Daß er Eintänzer war oder so etwas Entsetzliches.“

„Selbstverständlich ist das alles Unfinn,“ lügt Mister Brogden ohne Erröten, „es wird noch so

